

DIE SAGE VON POLYPHEM.

(Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 2. April 1857.)

Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin (phil.-hist. Klasse). 4°. 1857. S. 1—30.

1. **A**lt und weitverbreitet ist die Sage von dem einäugigen Kyklopen, den Odysseus überlistet und blendet; nicht bloss das alte Griechenland hat sie gekannt, auch in Persien und in der Tartarei war sie einheimisch: noch heute wird sie in weit abliegenden Ländern erzählt, bei den Serbiern wie bei den Rumänen in Siebenbürgen, bei den Esthen, Finnen, in den norwegischen Bergen, auch in Deutschland. Sie scheint mir vor anderen geeignet, ein Beispiel von der Verbreitung und Fortdauer dichterischer Überlieferung zu geben und die Vergleichung der verschiedenen Auffassungen einen tieferen Blick in die Natur und Eigenthümlichkeit derselben zu gewähren. Die Sage verhüllt schon da, wo sie zuerst hervortritt, ihren Ursprung und lässt eine frühere Gestaltung ahnen: sie bricht in fernen Himmelsstrichen hervor, geht durch Jahrhunderte hin, verschwindet und taucht in ungeminderter Kraft wieder auf. Abhängig von dem Boden, in welchem sie Wurzel geschlagen hat, wandelt sie Farbe und Gestalt, dehnt sich aus oder zieht sich zusammen: immer aber leuchtet bei diesen Umwandlungen die gemeinsame Grundlage durch.

Vorangehen müssen die Darstellungen, die wir bei den verschiedenen Völkern finden.

1. Homer erzählt in dem neunten Buch der Odyssee die Abenteuer des Helden auf Trinacria, wo die Kyklopen hausen. Von einer benachbarten Insel fährt er mit seinen Genossen dahin und lässt die elf übrigen Schiffe zurück. Als sie gelandet sind, erblicken sie eine Felsenhöhle, die mit

Steinen, Fichten und Eichen eingehegt ist. Polyphem, ein nicht Menschen, sondern einem Felsengebirg ähnliches Ungeheuer, wohnt darin. Odysseus wählt zwölf seiner Gefährten aus und heisst die übrigen bei dem Schiff bleiben. Dann geht er mit einem gefüllten Weinschlauch und einem Korb voll Speise in die Höhle. Der Kyklop ist nicht daheim, sondern mit der Herde auf die Weide gezogen. Mit Käse gefüllte Körbe stehen darin: Lämmer und Zicklein sind in verschiedene Ställe gesperrt. Odysseus wird von seinen Gefährten dringend gebeten, die Käse zu nehmen und die Thiere nach dem Schiffe wegzutreiben, dann aber zu entfliehen. Er hört nicht darauf: er will das Ungeheuer sehen und ein Gastgeschenk von ihm empfangen. Sie zünden Feuer an, geniessen von den Käsen und warten auf den Kyklopen. Er kommt jetzt, die Herde heimtreibend und eine mächtige Ladung trockenes Scheiterholzes tragend, die er mit furchtbarem Krachen zur Erde wirft. Die Fremdlinge, voll Angst, entfliehen in den Winkel der Höhle. Polyphem lässt Widder und Böcke in dem Gehege des Vorhofs und treibt die Thiere, welche er melken will, herein. Dann schwingt er ein gewaltiges Felsstück, das zweiundzwanzig Wagen nicht fortbewegt hätten, vor den Eingang. Nachdem er Schafe und Ziegen gemelkt und die Hälfte der Milch genossen hat, zündet er Feuer an und erblickt die Fremden. »Wer seid ihr?« fragt er, »und weshalb durchschiffst ihr das Meer?« Alle erschrecken über das rauhe Gebrüll; doch Odysseus antwortet, sie seien von Trojas Gestade umherirrende Achaier, bittet, er möge ein Gastgeschenk reichen, und ermahnt ihn, die Götter zu scheuen und den die Fremdlinge rächenden Zeus. »Thörichter«, erwidert Polyphem, »wir, die wir trefflicher sind, wir achten nicht Zeus und die heiligen Götter. Dich und deine Freunde verschone ich nur, wenn es mein Wille ist.« Dann fragt er den Odysseus, wo sein Schiff liege, aber der Listige erwidert, das Schiff sei nicht fern von diesem Gestade an den Klippen zerschellt, und er allein sei mit diesen Gefährten dem Verderben entronnen. Der Kyklop packt zwei von den Fremdlingen, zerschneidet sie und verzehrt sie als Nachtkost. Dann streckt er sich zwischen die Herde zum Schlaf. Odysseus kann ihm jetzt das

Schwert durch die Brust stossen, aber ihn hält die Betrachtung zurück, dass er und seine Gefährten nicht im Stande sind, den Fels vor dem Eingang wegzuräumen. Als am folgenden Morgen der Kyklop abermals zwei von den Fremdlingen verzehrt hat, hebt er das Felsstück von dem Eingang ohne Mühe weg, treibt die Herde hinaus und setzt es wieder vor, so dass die Fremdlinge in der Höhle eingeschlossen bleiben.

Odysseus bemerkt eine Keule von grünem Olivenholz, lang und dick, wie der Mast eines zwanzigrudrigen Schiffes: der Kyklop wollte sie, wenn sie ausgedörret war, mit sich tragen. Odysseus haut sie zurecht, und die Gefährten glätten sie. Nachdem er sie gespitzt und im Feuer gehärtet hat, birgt er sie im Mist. Vier der Gefährten werden durch das Loos bestimmt, welche helfen sollen, dem Ungeheuer, wenn es schläft, den Pfahl im Auge herumzudrehen.

3 Abends kehrt der Kyklop wieder mit der Herde zurück: diesmal treibt er sämmtliche Ziegen und Schafe in die Höhle und verschliesst sie. Abermals verzehrt er zwei von den Fremdlingen, da nähert sich Odysseus schmeichelnd mit einer hölzernen Kanne voll des köstlichen Weines, die der Kyklop mit Entzücken leert. Er verlangt einen zweiten Trunk und verheisst ein Gastgeschenk dafür. Dreimal füllt ihm Odysseus das Gefäss. Als der Wein dem Kyklopen die Sinne unwölkt, sagt ihm der Listige, er heisse Niemand, und verlangt das versprochene Gastgeschenk. »Den Niemand verzehre ich zuletzt, und das soll das Gastgeschenk sein«, erwidert der Kyklop, taumelt und fällt in Schlaf. Jetzt wird der Olivenpfahl im Feuer angebrannt und die glühende Spitze dem Ungeheuer ins Auge gestossen, während Odysseus den Stamm herumdreht. Wimpern und Brauen werden versengt, und das Blut quillt aus dem zerstörten Auge. Furchtbar brüllt Polyphem, und die Thäter springen zurück. Er reisst den Pfahl aus dem Auge, schleudert ihn fort und ruft mit Zetergeschrei die rings umherwohnenden Kyklopen. Sie eilen herbei und um die Höhle stehend fragen sie, warum er sie in der Nacht mit seinem Geschrei aus dem Schlummer geweckt, ob ein Sterblicher ihm die Herden geraubt oder ihn habe tödten wollen. »Niemand«, ant-

wortet er, »hat mich arglistig tödten wollen, Niemand hat Gewalt an mir geübt.« »Hat keiner Gewalt an dir geübt, ist es Krankheit, so kann sie durch kein Mittel abgewendet werden«, erwidern sie und entfernen sich. Odysseus freut sich, dass sie durch seinen Namen sind getäuscht worden.

Der Blinde, stöhnend vor Schmerz, tappt mit den Händen umher und hebt den Fels von dem Eingang hinweg. Dann setzt er sich in die Pforte und streckt die Hände aus, um den, der sich etwa unter den Schafen durchschleichen will, festzuhalten. Odysseus ersinnt eine List, er bindet mit Ruthen drei Widder zusammen, so dass der mittlere einen Mann trägt; für sich wählt er den grössten, über die anderen ragenden aus, wälzt sich unter dessen wolligen Bauch und hält sich mit den Händen an sein flockiges Vliess. Als der Tag anbricht, entspringen die Widder auf die Weide. Polyphem sitzt und betastet die Rücken der Thiere, sowie sie zu der Öffnung aufwärts steigen: er ahnet in seiner Dummheit nicht, dass unter ihrer Brust Männer angebunden sind und hinausgetragen werden. Langsam wandelt zuletzt der Bock, der den Odysseus trägt, zu der Felsenpforte. Polyphem betastet auch diesen und fragt, warum er, der sonst beim Aus- und Eingang der Vorderste gewesen, heute hinter den Übrigen hertrabe. »Könntest du doch sprechen«, fügt er hinzu, »und mir sagen, wo Niemand sich verbirgt, damit ich ihn zerschmetterte und sein Gehirn in der Höhle umherspritzte.« Damit entlässt er das Thier.

Als Odysseus ein wenig von der Felsenhöhle und dem Vorhof entfernt ist, macht er sich von dem Widder frei und löst dann seine Gefährten. Er eilt mit ihnen zu dem Schiff, wo sie von den Zurückgebliebenen mit Freude empfangen werden. Sobald die Thiere auf das Schiff gebracht sind, stossen sie ab. In der Entfernung eines lauten Rufes sendet Odysseus dem Kyklopen kränkende Worte zu. Dieser ergrimmt und wirft ihm ein Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber durch die Bewegung des Wassers dem Ufer wieder zutreibt. Als sie doppelte Weite gewonnen haben, lässt sich Odysseus nicht von den Gefährten abhalten, nochmals dem Kyklopen zuzurufen, ihn habe Odysseus, Laertes' Sohn, der Städteverwüster,

geblendet. Heulend erwidert Polyphem: »Wehe! Jetzt trifft eine alte Verkündigung ein: mir ward geweissagt, ich sollte durch Odysseus' Hände des Lichtes beraubt werden. Ich erwartete einen grossen und stattlichen Mann, und ein elender Wicht hat mich, den vom Wein bewältigten, geblendet.« Dann lädt er den Helden ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon ein Geleit erflehe, dessen Sohn er sei, und der ihn, wenn es ihm gefalle, auch heilen werde. Odysseus erwidert, auch Poseidon werde ihm das Auge nicht wieder geben. Jetzt streckt Polyphem die Hände gen Himmel und fleht zu Poseidon, seinem Vater, dass Odysseus nicht wieder heimkehre oder doch spät, elend, ohne Genossen auf fremdem Schiffe, Unglück im Hause findend. Zum zweiten Mal wirft er dem Odysseus ein noch grösseres Felsstück nach, das zwar das Schiff nicht trifft, aber nahe dabei niederfallend es vorwärts zu der Insel treibt, wo die anderen Schiffe verweilen und die Freunde besorgt sie erwarten. Die Herde Polyphems wird gleich vertheilt; nur Odysseus erhält den Widder voraus, den er dem Ordner der Welt weiht. Aber Zeus verschmäht das Opfer.

2. Zwischen die Jahre 1184—1212 fällt ein lateinisches Werk, das den Mönch Johann, der in der zum Bisthum Nancy gehörigen Abtei Haute-Seille (Haute-Selve Alta Silva) lebte, zum Verfasser hat und den Titel führt: *Historia septem sapientum*. Bald hernach (zwischen 1222—1228) übersetzte ein gewisser Herbers in französische Verse unter dem Titel: *Li romans de Dolopathos*. Man hat es bisher, durch die Ähnlichkeit des Titels verleitet, für eins gehalten mit den orientalischen Erzählungen der sieben weisen Meister. Der Dolopathos, den man nur aus Auszügen und einzelnen Stücken kannte, ist eben (Paris 1856) vollständig von Charles Brunet und Anatole de Montaiglon herausgegeben, und es zeigt sich, dass das französische Gedicht mit jenem orientalischen Werk nur drei Stücke gemein hat und sonst völlig verschieden ist. Die lateinische Erzählung des Johann, von welcher Martène noch die Handschrift in Händen hatte, ist gegenwärtig verloren. Seine Quelle ist nicht bekannt, da er aber nach orientalischer Weise die Er-

zählung äusserlich verknüpft hat, so ist Montaignon geneigt, als sein Vorbild ein zweites Werk von dem Verfasser der sieben weisen Meister, wofür man einen gewissen Sendabad oder Sendabar hält, anzunehmen. Von einem solchen zweiten Werk weiss man aber sonst nichts, und mir ist es viel wahrscheinlicher, dass Johann aus verschiedenen Quellen seine Erzählungen geschöpft und nur, die Orientalen nachahmend, den äusseren Rahmen und zwar ganz oberflächlich zugefügt hat. Als Beispiel dient die Sage vom Schwanritter, die (Dolopathos S. 317) ganz märchenhaft erzählt wird und gewiss nicht orientalischen Ursprungs ist. Uns kommt es hier nur auf die Sage vom Polyphem an, die wir in eigenthümlicher Auffassung (S. 284–297) darin finden. Woher sie auch Johann mag genommen haben, ihrem Ursprung nach beruht sie ohne Zweifel auf lebendiger Überlieferung und enthält in keinem Falle eine absichtliche Umbildung der homerischen Erzählung; möglich, dass er eine deutsche Sage vernahm. Es trifft sich glücklich, dass eine deutsche Übersetzung davon in einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts aufgefunden und von Haupt in den Altdeutschen Blättern (1, S. 119–127) bekannt gemacht ist. Da ihr wahrscheinlich das lateinische Buch des Johann zu Grunde liegt, nicht das altfranzösische Gedicht, so gebe ich danach den Inhalt an und füge nur einige genauere Bestimmungen aus dem Dolopathos hinzu, der keine wesentliche Abweichung enthält.

Ein landkundiger und verschlagener Räuber, Herr und Anführer einer Bande, die in Wäldern und Bergschluchten haust, vernimmt, dass in einem wilden Wald, zwanzig Meilen von Menschen entfernt, ein Riese wohne, der Gold und Silber in Menge besitze. Er wählt hundert seiner Gesellen aus und zieht mit ihnen unter grossen Beschwerden dorthin. Als sie ankommen, finden sie den Riesen nicht daheim, und, froh darüber, packen sie Gold, soviel sie tragen können, auf und wollen sich wieder auf den Heimweg machen. Aber unversehens kommt der Riese mit neun anderen Seinesgleichen. Sie ergreifen die Fremdlinge und vertheilen sie unter sich, so dass jeder zehn von ihnen empfängt. Der Anführer wird dem Riesen zu Theil, dessen Schätze man weggenommen hatte. Der Riese bindet

ihm und den neun anderen die Hände auf den Rücken und treibt sie wie Schafe in seine Berghöhle. Sie bieten reichliches Lösegeld, aber er braucht ihre Schätze nicht und will ihr Fleisch verzehren. Als bald ergreift er den Fettesten, zerhackt ihn und siedet ihn in einem Kessel voll Wasser. So frisst er nach und nach die neune und zwingt den Anführer, mit zu essen. An diesen, weil er der Magerste ist, soll zuletzt die Reihe kommen. Er sinnt eine List aus und spricht zu dem Riesen: »Ich sehe, du hast böse Augen und ein schlechtes Gesicht: ich verstehe mich darauf, sie zu heilen, und will dir helfen, wenn du mir das Leben lassen willst«. Der Riese sagt ihm das zu und gibt ihm, was er nöthig hat. Der Räuber giesst ein Fass Öl in einen Kessel, mengt Schwefel, Pech, Salz, Arsenik und andere verderbliche Dinge hinein und stellt ihn ans Feuer, als wolle er ein Pflaster bereiten. Als das Öl siedet, heisst er den Riesen sich niederlegen und giesst alles, was der Kessel enthält, ihm über Augen, Hals und Leib, so dass er das Gesicht völlig verliert und die Haut am ganzen Leib verbrennt und zusammenschrumpft. Der Riese fährt in die Höhe, wirft sich wieder zur Erde, wälzt sich hin und her und schreit und brüllt entsetzlich wie ein Löwe oder Ochse, dann springt er in seiner Wuth wieder auf, ergreift eine mächtige Keule, und im Haus hin und her rennend schlägt er auf die Erde und wider die Wand, sucht den Räuber in allen Winkeln und denkt ihn zu treffen. Dieser kann nicht entfliehen, da die hohen Mauern des Hauses keinen anderen Ausgang haben, als eine Thüre, die mit eisernen Riegeln verschlossen ist. Er weiss sich endlich nicht anders zu helfen, als dass er auf einer Leiter bis zum Dach steigt und sich mit beiden Händen an den Hahnenbalken hängt (a un des chevrons me getai Dolopathos 8428). Er hängt da einen Tag und eine Nacht. Als er es nicht länger auszuhalten vermag, steigt er wieder herab und mischt sich unter die Schafe (deren er tausend und mehr hatte Dolop. 8441). Da gilt's behende zu sein: mit den Thieren läuft er zwischen den Beinen des Riesen hindurch, ohne dass dieser es gewahr wird. Endlich findet er in der Ecke die Haut eines Widders liegen und schlüpft so geschickt hinein, dass die Hörner gerade

auf seinen Kopf zu stehen kommen. Der Riese lässt die Schafe, wenn sie auf die Weide gehen sollen, durch seine Beine laufen, zählt sie, und das fetteste Thier packt er und hält seine Mahlzeit damit. Der Räuber in der Widderhaut will sich durchdrängen, aber der Riese greift ihn, und als er fühlt, dass er schwerer ist als die übrigen, spricht er: »du bist feist, du sollst heute meinen Bauch füllen«. Der Widder thut einen Satz und entspringt seinen Händen. Der Riese greift ihn abermals, und der Widder entspringt aufs Neue. So geht es siebenmal. Da ruft der Riese zornig: »lauf hin, die Wölfe mögen dich fressen«.

Als er draussen ist, wirft er die Widderhaut ab, ruft ihm zu, dass er ihm entkommen sei, und höhnt ihn. Der Riese spricht: »es ziemt sich nicht, dass ein so kluger und behender Mann ohne Gabe bleiben sollte«, und gibt ihm einen goldenen Ring, den er vom Finger gezogen hatte. Etwas bestimmter im Dolopathos. Der Riese sagt: »ich besitze grosse Schätze«, zieht den Goldring vom Finger und wirft ihn vor den Flüchtling auf die Erde. Er war vier, nach einer anderen Handschrift dreissig Bisante werth. Als ihn der Räuber erblickt, empfindet er grosses Verlangen danach. Er steckt ihn an, weiss aber nicht, dass ein Zauber darin liegt: von dem Augenblick an muss er ohne zu wollen unaufhörlich rufen: »hier bin ich! hier bin ich!«. Der Riese, der auf die Weise immer erfährt, wo sein Feind ist, läuft ihm in dem Walde nach. Da er blind ist, rennt er jeden Augenblick wider einen Ast oder einen Baum und fällt zur Erde, erhebt sich aber gleich wieder, und mit seinen grossen Schritten holt er doch seinen Feind ein. Schon ist er ihm ganz nahe, da merkt dieser, dass der Ring die Ursache seines Geschreies ist. Er will ihn abziehen, vermag es aber nicht: es bleibt ihm nichts übrig, als ihn mit seinen Zähnen abzubeissen. In dem Augenblick hört das Rufen auf, und er entläuft dem Riesen. Es werden noch andere Abenteuer angefügt, welche die wilde Natur des Riesen trefflich schildern.

3. Weitab liegt die Sage, die sich bei den Oghuziern findet, einem tatarisch-türkischen Volk, das schon frühe in der Geschichte auftritt, und dessen Sprache eine gleiche Mischung zeigt. Ein darin abgefasstes, einem Dodé Korkud oder Korkud

Ata beigelegtes Werk enthält zwölf Erzählungen aus der Geschichte der Oghuzier, die in verschiedene Zeiten fallen. In dem Eingang wird Korkud nahe an die Zeit Muhameds gerückt und von ihm gesagt, er habe von dem erhabenen Gott Eingebungen empfangen, ohne seinen Rath habe man nichts gethan und nach seinen Worten immer gehandelt. Dass Korkud eine mythische Person war und mündliche Überlieferungen seiner Sammlung zu Grund lagen, kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen. Über das Alter derselben lässt sich nichts mit Gewissheit sagen. Diez ist der Meinung, dass es weit über die Entstehung der osmanischen Dynastie hinausreiche, obgleich Beziehungen darauf in dem Buch vorkommen. Vielleicht gehört diese Abfassung in das dreizehnte oder vierzehnte Jahrhundert. Die achte Erzählung mit der Überschrift »Wie Bissat den Depé Ghöz getödtet hat« ist von Diez aus einer Handschrift herausgegeben (Der neuentdeckte oghuzische Cyklop verglichen mit dem homerischen, 1815) und beschäftigt uns hier allein.

Depé Ghöz, das heisst Scheitelauge, ist der Sohn eines halbgöttlichen Wesen, den Schwanenjungfrauen der deutschen Mythe vergleichbar, das ein oghuzischer Hirte an einer Quelle, wie es scheint im Bade, überrascht und bewältigt hat. Die Erzeugung des Depé Ghöz bringt, wie die Jungfrau beim Wegfliegen verkündigt, den Oghuziern Verderben. Er kommt unter seltsamen und widernatürlichen Umständen ins Leben und hat eine menschliche Gestalt, aber ein Auge auf dem Scheitel. Der Chan Aruz bringt ihn in seine Wohnung: der Amme, die ihn an ihre Brust legt, nimmt er schon beim dritten Zug das Leben. Als Knabe misshandelt er seine Gespielen auf das Grausamste. Aruz jagt ihn fort; da kommt seine göttliche Mutter, steckt ihm einen Ring an den Finger und spricht: »Kein Pfeil soll an dir haften und kein Schwert deinen Leib verletzen«. Er wohnt jetzt auf einem Berg in einer Felsenhöhle als Strassenräuber. Er fängt Menschen und verzehrt sie. Man schickt Leute gegen ihn aus, aber vergeblich: er ist unverwundbar. Bald beginnt er auch die Oghuzier, obgleich er durch seinen Vater von ihnen abstammt, wegzuholen und zu verzehren. Sie ziehen gegen ihn

aus, aber er schleudert einen aus der Erde gerissenen Baum auf sie und tödtet damit funfzig oder sechszig. Keiner kann vor ihm bestehen, und siebenmal werden sie von ihm in die Flucht gejagt. Da senden sie einen aus ihrer Mitte zu ihm, um einen Vertrag abzuschliessen. Der Riese fordert täglich zwölf Menschen zu seiner Nahrung. »Auf diese Weise,« erwidern sie ihm, »würdest du bald unser Volk aufreiben: wir wollen dir täglich zwei Menschen und fünfhundert Schafe geben«. Depé Ghöz verlangt noch zwei Diener, die ihm seine Speise braten sollen. Unter diesen Bedingungen wird der Vertrag abgeschlossen. Wer vier, drei oder zwei Söhne hatte, gab einen her.

Es trägt sich zu, dass ein Mann, der schon einen seiner Söhne geliefert hat, als die Reihe wiederum an ihn kommt, auch noch den zweiten, den einzigen Sohn, der ihm übrig ist, hingeben soll. Bissat, der Sohn des Chan Aruz, in seiner Jugend von Löwen genährt, ist eben von einem Streifzug zurückgekommen. Die alte Mutter des Jünglings, der dem Depé Ghöz soll geliefert werden, begibt sich zu Bissat in der Hoffnung, dass er ihr einen Gefangenen schenken werde, den sie an der Stelle ihres Sohnes dem Riesen geben könne. Bissat sitzt hinter seinem goldenen Zeltschirm, als die Frau kommt. Sie erzählt die Gräuelthaten des unverwundbaren Riesen, der Bissats eigenen Bruder umgebracht hat, und klagt ihm ihre Noth. Des Helden dunkle Augen füllen sich mit Thränen. »Die Zelte meines Bruders,« sagt er, »hat der Wütherich niedergerissen, seine besten Pferde weggeführt, seine stärksten Kameele weggeschleppt, seine eingepferchten Schafe getödtet: er soll sterben. Meinen graubärtigen Vater hat er um den Sohn, meinen Bruder, weinen gemacht, meine Mutter mit dem weissen Angesicht hat er in Trauer versetzt: er soll sterben. Dieser Bruder war erhabener als die gegenüberliegenden schwarzen Berge, der schöne, beredte Bruder, er war der trefflichste meines Geschlechts; dieser Bruder war die Kraft meines Leibes: von diesem Bruder, dem Licht meiner dunkeln Augen, bin ich getrennt worden«. Er weint heftig, als er dieses spricht, und gibt der Frau einen Gefangenen, damit sie ihren Sohn befreie.

Bissat geht in das Gezelt seines Vaters und seiner Mutter, die ihn voll Freude empfangen. Die übrigen Fürsten von Oghuz versammeln sich zu einem Gelag, und Bissat verkündet seinen Entschluss, den Riesen aufzusuchen. Die Fürsten haben selbst schon den Versuch gemacht, aber vergeblich. Sie rathen ihm ab: »Lass deinen graubärtigen Vater nicht weinen, mache nicht, dass deine weisse Mutter Runzeln bekommt.« Aruz selbst rath ab. »Sollen die Deinigen verlassen stehn?« sagt er zu ihm. Bissat hört auf niemand. Er greift eine Handvoll zweischneidige Pfeile und steckt sie in seinen Gürtel: er bindet sein Schwertgehenk um, wirft den Bogen über die Schulter und schürzt sein Kleid auf. Als er seinem Vater und seiner Mutter die Hand geküsst und Abschied genommen hat, geht er fort.

Der Held kommt an den Felsen, wo Depé Ghöz die Menschen verzehrt. Der Riese sitzt da, hat den Rücken gegen die Sonne gekehrt und ist allein. Bissat zieht einen Pfeil aus dem Gürtel und schießt ihn auf die Brust des Ungeheuers, aber er dringt nicht ein und bricht in Stücke: ebenso geht's bei dem zweiten. Depé Ghöz spricht zu seinen Dienern: »Eine Fliege hat mir Verdruss gemacht.« Bissat sendet den dritten Pfeil; auch dieser zerbricht, und ein Stück davon fällt vor dem Riesen nieder. Jetzt springt er auf und erblickt den Helden. »Wiederum stellen mir die Oghuzier nach«, spricht er zu den Dienern; dann geht er langsam hin, packt ihn an der Kehle und trägt 10 ihn zu seiner Lagerstätte. Hier steckt er ihn in seinen Stiefel, der von einer Ochsenhaut gemacht ist. Er spricht zu den Dienern: »Diesen will ich zur Abendmahlzeit am Spiess braten«, und schläft wieder ein. Bissat hat ein Messer bei sich, schlitzt damit die Ochsenhaut auf und tritt heraus. Er fragt die Diener, wie er den Riesen tödten könne. »Wir wissen es nicht,« antworten sie; »er hat an keiner Stelle seines Leibes Fleisch ausser an den Augen.« Bissat geht zu dem Haupt des Schlafenden, hebt das Augenlid auf und sieht, dass das Auge von Fleisch ist. Er heisst die Diener das Schlachtmesser in das Feuer legen. Als es glüht, stösst er es in das Auge des Ungeheuers, so dass es ganz und gar vernichtet wird. Depé Ghöz brüllt,

dass Berge und Felsen widerhallen. Bissat entspringt und fällt in die Höhle unter die Schafe.

Depé Ghöz merkt, dass Bissat in der Höhle ist. Er setzt sich in die Thüre, stemmt die Füße auf die beiden Seiten derselben und ruft: »Mein Glück soll untergehen; kommt, kleine Widder, einer nach dem anderen«. Jeden, der kommt, fasst er am Kopf. Bissat hatte einen Widder niedergeworfen, geschlachtet und ihm das Fell abgezogen, doch Kopf und Schwanz daran gelassen. Jetzt steckt er sich in die Haut und nähert sich dem Riesen. Dieser merkt, wer es ist, und spricht: »Du hast gewusst, dass ich durch mein Gesicht umkommen soll: ich will dich an die Felsenwand schlagen«. Bissat gibt ihm den Kopf des Widders in die Hand, und als der Riese eins der Hörner fasst und in die Höhe hebt, bleibt das Fell zurück, und Bissat springt zwischen den Beinen des Riesen hinaus. Depé Ghöz wirft das Horn zur Erde und fragt: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz reicht dem Bissat einen Ring und sagt: »Stecke ihn an deinen Finger, so kann Pfeil und Schwert dich nicht mehr verletzen«. Bissat steckt ihn an. Der Riese geht auf ihn los und will ihn mit einem Messer verwunden. Bissat entspringt und bemerkt, dass der Ring wieder unter den Füßen des Riesen liegt. Dieser fragt abermals: »Bist du befreit?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«.

Depé Ghöz spricht zu Bissat: »In jenem Gewölbe liegen meine Schätze, geh hin, damit sie die Diener nicht nehmen; sie haben es versiegelt«. Der Held geht hin und sieht, dass Gold und Silber darin aufgehäuft liegt. Über das Anschauen der Schätze vergisst er sich selbst. Depé Ghöz fasst die Thüre des Gewölbes und spricht: »Ich werde einen solchen Schlag thun, dass du mit dem Gewölbe sollst vernichtet werden«. Bissat ruft Gott an; das Gewölbe zerreißt und sieben Thüren ¹¹ öffnen sich: durch eine geht Bissat heraus. Depé Ghöz steckt die Hand ins Gewölbe und sprengt es, so dass es zusammenstürzt. Er fragt wieder: »Bist du gerettet?« Bissat erwidert: »Mein Gott hat mich errettet«. Depé Ghöz spricht: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Hierauf sagt der Riese: »Dort in der anderen Höhle befinden sich zwei Schwerter; das eine ist blutig, das andere rein: mit dem blutlosen haue mir den Kopf ab«. Bissat tritt in die Höhle, bemerkt aber, dass kein Schwert ohne Blut darin liegt. Er wagt nicht, das blutige anzugreifen, zieht sein eigenes Schwert heraus und hält es daran: es zerspringt in zwei Stücke. Er nimmt seinen Bogen; das blutige Schwert zerschlägt den Bogen und die daran hängende Kette; es fällt auf die Erde in den Schlamm. Bissat steckt sein eigenes Schwert in die Scheide, hebt es damit herauf und geht zurück. Depé Ghöz spricht: »Bist du noch nicht todt?« Bissat antwortet: »Mein Gott hat mich befreit«. Der Riese ruft wieder: »Für dich gibt es keinen Tod«.

Depé Ghöz schreit und jammert über sein verlorenes Auge. Er fragt den jungen Helden nach seiner Heimath, nach dem Namen von Vater und Mutter, nach seinem eigenen Namen. Bissat antwortet: »Im Süden ist meine Heimath; der Name meines Vaters ist 'den man nicht von hinten greifen kann', der Name meiner Mutter 'Tochter des Kyghan Aslan': ich heisse Bissat, Sohn des Aruz«. Depé Ghöz bittet um sein Leben, aber Bissat wirft ihm vor, dass er seinen Vater und seine Mutter in Leid versetzt, seinen Bruder Kyjan umgebracht, dessen Frau zur Wittwe, dessen Kinder zu Waisen gemacht habe. Er fügt hinzu: »Ich werde nicht ablassen, bis der schwarze Stahl meines Schwerts dein hässliches, verwegenes Haupt abgehauen, bis es dein farbiges Blut auf die Erde vergossen und für meines Bruders Blut Rache genommen hat«.

Depé Ghöz droht: »Treibe mich von meiner Stelle, ich werde fest stehen. Mit den übrigen Fürsten von Oghuz werde ich meinen Bund brechen, ihre tapferen Söhne werde ich tödten: ich werde mich wieder mit Menschenfleisch sättigen. Verjage mich, ich werde in mein Felsenschlachthaus gehen. Ich werde schwere Steine werfen und auf die Köpfe fallen lassen. Du hast mich von dem blauen Auge getrennt, Jüngling; möge der Allmächtige dich vom süßen Leben trennen«. Er rühmt sich, wie viel graubärtige Alte, wie viel weisse Frauen er (durch
 12 den Tod der Söhne und Männer) weinen gemacht, wie viel

Jünglinge er verzehrt habe. Dann beginnt er von neuem über das verlorene Auge zu klagen.

Unwillig tritt Bissat hervor, heisst den Depé Ghöz wie ein Kameel niederknien und haut ihm mit dem weggenommenen Schwert den Kopf ab, durchbohrt diesen und hängt ihn an eine Bogensehne. Dann schickt er die beiden Diener, um den Oghuziern und seinem Vater von der Besiegung des Riesen Nachricht zu bringen.

4. Von den Reisen Sindbads kennt man nur den arabischen Text, den Langles mit einer wörtlichen Übersetzung bekannt gemacht hat (*Les voyages de Sindbâd le marin* 1814); er glaubt aber, die Quelle sei eine altpersische gewesen.

Sindbad erzählt die Abenteuer seiner dritten Reise. Das Schiff wird durch Sturm an eine Insel verschlagen, die von affenartigen, nur vier Spannen langen Zwergen bewohnt ist. Sie bemächtigen sich des Schiffs und lassen die Mannschaft ans Land steigen. Sindbad und seine Gefährten wandern auf der Insel umher und nähren sich von Kräutern. Sie gelangen endlich zu einem grossen Schloss, öffnen die beiden Thore von Ebenholz und treten in eine grosse Halle, die vorn eine Erhöhung hat. Sie erblicken die Überreste einer Küche, Feuer, Knochen, grosse eiserne Bratspiesse, was sie alles in Schrecken setzt.

Die Sonne will eben untergehen, als plötzlich die Erde erzittert und durch das Thor ein schwarzer Mann eintritt, gross wie ein Palmbaum, dessen Augen wie brennende Kohlen leuchten. Seine Hundszähne sind grossen Spiessen ähnlich, sein Mund ist breiter als das Maul eines Kameels, seine Ohren hängen wie Elephantenohren auf den Schultern, seine Nägel gleichen den Klauen der Thiere. Die unglücklichen Seefahrer fallen, vom Schrecken überwältigt, besinnungslos zur Erde, einer auf den anderen.

Der Riese setzt sich auf die Erhöhung nieder, erhebt sich aber bald, greift den Sindbad heraus und kehrt ihn herum, wie der Schlächter ein Schaf. Da er ihn aber zu schwach und mager findet, lässt er von ihm ab und untersucht die anderen, bis endlich der Schiffscapitän ihm in die Hand kommt. Dieser

scheint ihm wohlgenährt und breitschultrig: er packt ihn wie einen Sperling und steckt ihn an einen eisernen Spiess, so dass die Spitze zum Kopf herausgeht. Nachdem er ein grosses
 13 Feuer angezündet hat, lässt er ihn daran braten, zerreisst ihn dann mit seinen Klauen und verzehrt ihn. Darauf streckt er sich zum Schlaf auf die Erhöhung und fängt an zu schnarchen.

Als der Morgen angebrochen ist, verlässt der Riese das Haus. Die Unglücklichen, die ihr Schicksal voraussehen, durchsuchen die Insel, um einen Aufenthalt zu entdecken, der sie vor dem Ungeheuer schütze, aber sie finden keinen und kehren Abends in das Haus zurück. Bald kommt der Riese, sucht sich einen aus und verzehrt ihn wie den vorigen. Dann legt er sich zum Schlaf.

Am nächsten Morgen, als der Riese wieder fortgegangen ist, macht Sindbad seinen Gefährten einen Vorschlag zu ihrer Rettung: »Lasst uns von diesen Holzstämmen Flosse bauen, wovon jedes drei Mann tragen kann, die wir an dem Strand befestigen. Dann sinnen wir darauf, wie wir den Riesen tödten. Gelingt uns dies, so erwarten wir ein vorbeisegelndes Schiff, das uns aufnimmt: gelingt es nicht, so besteigen wir die Flosse und begeben uns auf das Meer, selbst auf die Gefahr, zu ertrinken.« Der Vorschlag wird angenommen. Abends kehren sie in das Haus zurück, wo der Riese wieder einen zur Mahlzeit auswählt. Als er eingeschlafen ist, machen sie die eisernen Spiesse glühend. Dann fasst von zehn der Stärksten jeder einen Spiess und stösst ihn dem auf dem Rücken liegenden, wie der Donner schnarchenden Ungeheuer in die Augen. Er schreit so entsetzlich, dass sie zur Erde fallen und an ihrem Leben verzweifeln. Indessen richtet er sich in die Höhe und geht zum Thor hinaus.

Als der Tag anbricht, eilen sie fort, suchen Kräuter zur Nahrung und begeben sich dann an den Strand, wo sie sich niedersetzen und ein Zeichen von dem Tod des Riesen darin sehen wollen, wenn er sich Abends nicht wieder zeigt. In dem Augenblick kommt er daher, von zwei anderen geführt und von einer Menge ihm ganz gleicher Ungeheuer begleitet. Die unglücklichen Seefahrer besteigen alsbald ihre Flosse und steuern

ins Meer. Die Riesen laufen herbei und werfen mit lautem Geschrei ungeheuere Steine auf sie. Die meisten werden getödtet; nur Sindbad mit zwei anderen entkommt. Ihr Floss wird die ganze Nacht hin- und hergetrieben, bis sie der Wind an einen Strand wirft und sie gerettet sind.

5. Ein hierhergehöriges serbisches Märchen befindet sich in der Sammlung von Wuk Stephanowitsch Karadschitsch No. 38 (deutsche Übersetzung S. 222—225).

Ein Priester und sein Schüler gehen durch ein grosses¹⁴ Waldgebirg und werden von der Nacht ereilt. Sie erblicken in der Ferne ein Feuer, gehen darauf zu und gelangen zu der Höhle eines Riesen, der nur ein Auge auf der Stirne hat. Der Eingang ist mit einer Steinplatte verschlossen, so gross, dass hundert Menschen sie nicht hätten wegräumen können. Der Riese hebt sie weg, lässt die Fremdlinge ein und wälzt den Stein wieder vor die Öffnung. Darauf schürt er ein grosses Feuer an, an welchem sich die Beiden wärmen. Der Riese befühlte sie am Nacken, und als er den Geistlichen fleischiger findet, steckt er diesen an einen Spiess und lässt ihn am Feuer braten. Der Knabe sieht das voll Kummer an, aber es ist unmöglich zu entfliehen. Dann setzt sich der Riese nieder, den Geistlichen zu verzehren, und lädt den Knaben ein, daran Theil zu nehmen. Dieser gibt vor, keinen Hunger zu empfinden, aber der Riese zwingt ihn zu essen. Der Knabe steckt einen Bissen in den Mund, speit ihn aber seitwärts wieder aus. »Iss,« spricht der Riese, »morgen werde ich dich verzehren«.

Nachdem der Riese gesättigt ist, legt er sich ans Feuer, und der Knabe fängt an, ein kleines Stück Holz zuzuspitzen. »Wozu spitzest du dieses Holz?« fragt der Riese. »Wenn ich müssig bei den Schafen sitze«, antwortet der Knabe, »bin ich gewohnt, so zu schnitzeln«. Der Riese schliesst sein Auge und entschläft; da stösst der Knabe das zugespitzte Holz ihm in das Auge und macht ihn blind. Wüthend springt das Ungeheuer auf und schreit: »Du hast mir das eine Auge genommen, da ich nicht so klug war, dir beide zu nehmen, aber du sollst mir nicht entrinnen«. Er greift nach der Öffnung der Höhle, und da er sie verschlossen findet, tappt er hin und her, um

den Knaben zu haschen, aber vergeblich. Dieser hatte einem Widder die Haut abgestreift, über seinen Leib gezogen und sich unter die vielen Schafe gemischt, die in der Höhle waren. Der Tag war inzwischen angebrochen; der Riese rückt die Platte von der Öffnung weg und fängt an, die Schafe zu locken, damit eins nach dem anderen herausspringe. Der Knabe kommt auch heran; der Riese packt ihn und wirft ihn unter die übrigen hinaus. Jetzt ruft dieser ihm zu: »Suche mich nicht weiter; ich bin draussen.«

Der Riese reicht dem Knaben einen Stab heraus und spricht: »Nimm den Stock, die Herde damit zu treiben; denn ohne ihn wirst du kein Schaf von der Stelle bringen«. Der Knabe erfaßt den Stab; aber wie er ihn berührt, bleibt ein Finger daran haften. Der listige Knabe springt um den Riesen
15 hin und her, damit er ihn nicht packen kann. Es fällt ihm ein, dass er sein Schnappmesser bei sich trägt. Damit schneidet er sich den am Stock haftenden Finger ab und macht sich glücklich von dem Riesen los, den er verspottet und verlacht, während er die Herde vor sich hintreibt. Der Riese läuft hinter ihm her, und sie gelangen an einen grossen See: der Knabe springt um ihn herum, pfeift und spottet. Als der Blinde am Rand des Wassers steht, läuft der Knabe hinter ihn und stösst ihn hinab, so dass er ertrinkt. Dann treibt er die Herde ruhig nach Haus.

6. Eine rumänische Sage ist eben erst von Franz Obert (Ausland 29, S. 717) in Siebenbürgen aufgezeichnet worden.

Ein Mann schickt seine drei Söhne mit der Schafherde aus und gebietet ihnen, wenn jemand sie Nachts anrufe, keine Antwort zu geben. Sie hören in der Nacht eine Stimme, die ruft: »Ihr Jünglinge!« Der Jüngste will antworten, aber der Älteste erinnert ihn an das Verbot des Vaters und lässt es nicht zu. Über eine Weile ruft's zum zweiten Mal: »Ihr Jünglinge!« Der Mittlere spricht: »Lasst uns antworten«, und der Ältere gibt nach. Als es zum dritten Mal ruft, antworten alle drei: »Hier sind wir!« Es kommt ein Riese heran und ruft ihnen zu: »Bratet euren fettesten Hammel für mich; denn ich habe grossen Hunger«. Als der Hammel gebraten ist, ver-

schlingt ihn der Riese in einem Augenblick und heisst darauf die drei Brüder ihm mit der Herde zu folgen. Er schreitet voran und führt sie in seine Wohnung, wo sie die Schafe in dem von einer Mauer umgebenen Hof zurücklassen müssen. Als sie in das Haus des Riesen eintreten, spricht der Älteste: »Guten Abend!« Der Riese antwortet: »Gut wirst du sein für heute Abend.« Darauf spricht der Mittlere: »Guten Abend!« Der Riese erwidert: »Gut wirst du sein für morgen Abend.« Zuletzt der Jüngste: »Guten Abend!« Der Riese dankt mit den Worten: »Gut wirst du sein für übermorgen Abend.« Er macht ein mächtiges Feuer an, hängt einen grossen Kessel darüber und legt sich zum Schlaf nieder, indem er den Brüdern befiehlt ihn zu wecken, sobald das Wasser sieden werde. Als sie das gethan haben, packt er den Ältesten, wirft ihn in den Kessel, lässt ihn weich kochen und verzehrt ihn. Dann stellt er abermals Wasser auf, legt sich nieder und befiehlt ihn zu der bestimmten Zeit zu wecken. Der Jüngste aber nimmt das auf dem Kessel schwimmende Fett seines Bruders und steckt es zu sich. Der Riese schläft bis zum Abend, und als er aufgeweckt wird, packt er den Mittleren und verzehrt ihn. Zum dritten Mal stellt er Wasser auf und legt sich nieder mit dem Befehl, ihn zu wecken. Mittlerweile findet der Jüngste einen Dreifuss in der Küche, legt das Fett seines Bruders darauf und brät es über dem Feuer. Hierauf wirft er es sammt dem Dreifuss dem schlafenden Riesen ins Gesicht, so dass er an beiden Augen geblendet wird. Wüthend springt der Riese auf und will den Jüngling fassen, aber dieser hat Nüsse in seiner Gluge (Tornister), wirft eine nach der anderen auf den Boden und leitet dadurch den Riesen irre. Als er sich der Thüre nähert, wirft der Jüngling eine ganze Hand voll Nüsse gegen dieselbe. Da stürzt der Riese nach der Thüre, um ihn zu packen, erfasst aber die Klinke und reisst die Thüre auf. Der Jüngling springt schnell hinaus auf den Hof, schlachtet dort einen Widder und kriecht in dessen Fell. Der Riese, welcher die List nicht ahnte, öffnet jetzt das Thor in der Mauer und lässt die Schafe einzeln hinaus in der Hoffnung, des Jünglings habhaft zu werden. Dieser aber schlüpft als Widder mit hinaus und ruft dem Riesen

höhnisch zu: »Jetzt kannst du mir nichts mehr anhaben«. Der Riese stellt sich an, als wäre er versöhnt, und spricht zu ihm: »Steh, Jüngling, und lass dir ein Wörtchen sagen«. Der Jüngling traut ihm nicht und will entfliehen. Da ruft der Riese ihm nach: »Steh und nimm diesen Ring von meinem kleinen Finger zum Andenken«. Der Jüngling lässt sich bethören, nimmt den Ring und steckt ihn an. Da hebt der Ring an zu rufen: »Hierher, Blinder, hierher!«. Der Jüngling springt fort; der Riese läuft ihm nach, kommt immer näher und streckt schon den Arm nach seinem Nacken aus, als jener das Gewässer erreicht. Schnell haut er den Finger ab und wirft ihn in die Wellen. Der Ring ruft auch hier immerfort: »Hierher, Blinder, hierher!«. Da springt der Riese ins Wasser und ertrinkt.

7. Eine Sage aus Esthland ist von Rosenpläntner in den Beiträgen zur genaueren Kenntniss der esthnischen Sprache Bd 2, Heft 6 S. 61—63 bekannt gemacht; ich theile die Übersetzung aus der Deutschen Mythologie S. 979 mit.

Die Esthen nennen den Knecht, welcher über Scheune und Getreide die Aufsicht hat, Riegenkerl. Ein solcher sass einmal und goss Knöpfe; da kam der Teufel gegangen, grüsste und fragte: »Was machst du da?« »Ich giessse Augen«. »Augen? Kannst du mir auch neue giessen?« »O ja, doch jetzt sind mir weiter keine zur Hand«. »Aber auf ein ander Mal willst du es wohl thun?« »Das kann ich«, sprach der Riegenkerl. »Wann soll ich wiederkommen?« »Wann du willst«. Den andern Tag kam der Teufel, um sich die Augen giessen zu lassen. Der Riegenkerl sagte: »Willst du grosse oder kleine?« »Recht grosse«. Der Mann setzte nun eine Menge Blei zum
 17 Schmelzen auf und sagte: »So kann ich dir nicht giessen; du musst dich erst festbinden lassen«. Darauf hiess er ihn sich rücklings auf eine Bank legen, nahm dicke, starke Stricke und band ihn ganz fest. Als der Teufel festgebunden war, fragte er: »Welchen Namen hast du?« »Issi (Selbst) ist mein Name«. »Das ist ein guter Name; keinen besseren kenne ich«. Das Blei war nun geschmolzen; der Teufel sperrte seine Augen weit auf und gedachte neue zu bekommen, des Gusses wartend. »Jetzt giess' ich«, sprach der Riegenkerl und goss dem Teufel

das heisse Blei in die Augen. Auf sprang der Teufel mit der Bank am Rücken und lief davon. Im Feld pflügten Leute, bei denen er vorüberlief. Sie fragten: »Wer that dir das?« Der Teufel antwortete: »Issi teggi (Selbst that's)«. Da lachten die Leute und sprachen: »Selbst gethan, selbst habe«. Der Teufel starb an seinen neuen Augen, und seitdem sah man keinen Teufel mehr.

8. Eine Überlieferung in den finnischen Volksmärchen und Sprichwörtern von Bertram S. 9. Gylpho, ein armer Stallknecht, zieht aus, um drei durch Zaubergewalt in eine unterirdische Felsenhöhle gebannte Königstöchter zu befreien. Er gelangt in ein eisernes Gemach, wo eine derselben von dem alten Felsengeist Kammo bewacht wird, der ein grosses Horn auf dem Haupt hat und ein einziges Auge mitten auf der Stirne: er wittert Menschenfleisch, aber die Jungfrau beschwichtigt ihn. Sein Auge war trüb geworden und die Wimper hineingewachsen, so daß er den Jüngling nicht sehen kann. Der Ofen war geheizt, und daneben stand eine grosse eiserne Stange, womit der Geist die Kohlen zu schüren pflegte. Gylpho nimmt sie leise weg, macht die Spitze glühend und stösst sie dem Geist in das Auge. Kammo erhebt sich und schreit so gewaltig, dass die Felsen widerhallen. Er tastet rings umher, kann aber seinen Feind nicht haschen, der eine gute Gelegenheit ersieht, ihm den Kopf abzuhaueu.

9. In dem höchsten Norden, in dem russischen Karelrien, vernahm Matth. Alex. Castrén (Reseminnen från åren 1838-1844. Helsingfors 1852 S. 87) unsere Sage, theilt aber den Inhalt nur kurz mit. Der Held, der nicht genannt wird, sitzt in einer Burg eingeschlossen, von einem Riesen bewacht, der an einem Auge erblindet ist. Um aus seinem Gefängnis zu entkommen, sticht er ihm in der Nacht das gesunde Auge aus. Als der Riese am folgenden Morgen die Schafe auf die Weide sendet, verbirgt sich der Held unter einem derselben und gelangt glücklich durch das Burgthor.

10. Ich gedenke noch einer Überlieferung aus dem Harz ¹⁸ (Kinder- und Volksmärchen von Heinr. Pröhle S. 137). Ein kluger Mann, der umherzieht, kommt in ein Land, wo ein Riese

herrscht, der zwölf Fuss hoch ist, sechs Fuss breit und nur ein Auge hat, das mitten vor dem Kopf sitzt und so gross ist, als ein Käsenapf. Die sieben werden gefangen, und jeden Tag wird einer von ihnen dem Riesen zum Verzehren gebracht. Als nur noch der Kluge mit einem Gefährten übrig ist, sinnen diese auf ihre Rettung. In der Nacht machen sie ein Eisen glühend, stechen damit dem Ungeheuer das Auge aus und entfliehen. Er kommt mit grossen Schritten hinter ihnen her, kann sie aber in seiner Blindheit nicht finden.

Ich will diese verschiedenen Darstellungen der Sage mit einander vergleichen; das Märchen vom Harz lasse ich dabei unberücksichtigt, weil vielleicht Erinnerungen aus der Odyssee Einfluss darauf gehabt haben. Die griechische Dichtung erscheint als ein für sich bestehendes, abgerundetes Ganzes und unterscheidet sich merklich von den übrigen Gesängen der Odyssee. Die Erzählung ist ebenso einfach als frisch und natürlich: der altepische Stil erscheint in höchster Reinheit, und jene ausführlichen, wie kleine Bilder selbständig ausgemalten Gleichnisse kommen nicht vor. Wenn wir sonst im Homer Länder und Völker in einem geordneten öffentlichen und häuslichen Leben erblicken, werden hier uranfängliche Zustände geschildert, eine von den Einwirkungen menschlichen Treibens noch unberührte, in wilder Pracht und grossartiger Fülle sich entfaltende Natur, bewohnt von dämonischen Riesen, die, unbekannt mit Sitte und Gesetz, nur der Willkür folgend, in rohen Felsenhöhlen hausen. Jetzt zum ersten Mal, scheint es, landen Bewohner gesitteter Länder an dieser Insel, und Homer hat, was die Sage von der Begegnung der Menschen mit den Kyklopen erzählt, in die Irrfahrten eines berühmten Helden verflochten. Noch sind die Spuren der Anfügung zu erkennen. Es geschieht absichtlich, dass Odysseus nicht, wie das Natürlichste gewesen wäre, die zwölf Schiffe und alle Gefährten mitnimmt, damit er, nach dem Abenteuer auf der Kyklopeninsel, seine Irrfahrten weiter fortsetzen kann. Nur mit seinem Schiff und seinen Genossen steuert er dorthin: nur zwölfte nimmt er mit in die Höhle; denn es durften nicht alle umkommen, damit für ihn, der das Schiff allein nicht zu lenken vermag, noch

Rückkehr möglich war. Dabei muss noch der glückliche Zufall eintreten, dass der Wurf mit dem zweiten, grösseren Felsenstück ihn zum ersten Landungsplatz zurücktreibt. Dies alles ist geschickt eingefügt. Auffallender ist die Veränderung seines ¹⁹ Charakters, die durch die Verknüpfung mit der Kyklopengage nothwendig geworden ist. Lauer (Geschichte der homerischen Poesie S. 260 ff.), der in ihm das Ideal eines griechischen Charakters sieht, hat die Klugheit, Weisheit und Vorsicht des welterfahrenen Mannes, der jeden Augenblick seiner Herr, klar und sich selbst bewusst ist, hervorgehoben, aber im Eifer für ihn vergessen, dass er sich hier nicht in dieser Weise, vielmehr in vollem Gegensatz zeigt. Listig ist er in der Höhle Polyphems, aber nicht im Sinn eines Helden; er ist zugleich leichtsinnig und unbesonnen und zwar im höchsten Grad. Diesmal übernehmen die Gefährten seine Rolle: sie geben ihm den verständigen Rath, bei der Abwesenheit des Kyklopen sich mit dem Wegtreiben der Herde zu begnügen, aber er besteht unklug darauf, ihn selbst zu sehen und ein Gastgeschenk von ihm zu verlangen, als wenn der vielgewanderte, erfahrungsreiche Odysseus nicht gewusst hätte, dass von dem Kyklopen kein Gastgeschenk und keine menschliche Sitte zu erwarten war. Aber diese Annahme war nöthig, um einen freiwilligen Besuch bei dem Ungeheuer zu rechtfertigen. Es ändert nichts, dass die Bitte um das Gastgeschenk trefflich benutzt ist, um den rohen Humor des Riesen zu schildern, der das Verlangte damit gewähren will, dass Odysseus zuletzt soll verzehrt werden. Dieser Zug mag ursprünglich vorhanden gewesen sein, indem Polyphem die Schonung als Lohn für den zweiten Trunk anbietet, wie Odysseus auch erst nach dem ersten das Geschenk fordert und sich dadurch zu retten glaubt. Nicht würdig, wie ein Held, unverständlich, tollkühn handelt Odysseus, als er durch sein Zurufen von dem Schiffe den Kyklopen aufreizt und die Gefahr herbeiführt; ja, er lässt sich nicht abhalten, zum zweiten Mal zu rufen. Aber diese Aufreizung war erforderlich, wenn an den Tag kommen sollte, dass dem Riesen der Verlust seines Auges voraus verkündigt war.

Bei aller Verwandtschaft mit der griechischen weicht die

Sage im Dolopathos doch in wesentlichen Zügen ab. Der Riese hat nicht das eine grosse Auge auf der Stirne, sondern zwei gewöhnliche, wie die Menschen, und wird auf eine andere, gemeinere Weise geblendet. Die List, sich den Namen Niemand zu geben, ist unbekannt, überhaupt aber die Art, wie der Räuber dem Riesen entschlüpft, verschieden. An sich zeigt der Inhalt einen festen Zusammenhang und verdient in mancher Hinsicht den Vorzug vor dem Homer. Der Räuber lässt nicht einen Theil seiner Gefährten zurück, wie Odysseus, und dem Wesen der Sage, die symmetrische Anordnung liebt, ist es an-
 20 gemessen, dass je zehn den übrigen Riesen zugetheilt werden. Ebenso ist es angemessen, dass alle neun Gefährten von ihm verzehrt werden und an ihn nur deshalb zuletzt die Reihe kommt, weil er der Magerste ist. Der Geblendete, statt, wie beim Homer, nach Hülfe zu rufen, sucht mit seiner Keule den Feind in der Höhle zu treffen. Die Furcht, die der Räuber dabei empfindet, ist eigenthümlich, aber sehr lebendig geschildert; er hängt einen Tag und eine Nacht an dem Hahnenbalken in der Luft. Es ist eine bessere Wendung, dass der Räuber in die Haut eines Widders kriecht und auf diese Weise endlich aus der Höhle entschlüpft. Homers schöne Erzählung darf uns in diesem Urtheil nicht irre machen. Odysseus hat nicht sich allein, er hat auch seine Gefährten zu retten: wie geschickt er diesen hinaus- hilft, er selbst kann sich nicht zwischen drei Widder festbinden, er muss an einen sich anhängen. Wenn er auch den grössten dazu auswählt, so fehlt doch immer noch jener Grad von Wahrscheinlichkeit, den auch die Dichtung verlangt. Viel natürlicher ist es, wenn in einem norwegischen Märchen (Norske folkeventyr af Asbjørnsen og Moe S. 82) das von der Hexe verfolgte Mädchen sich unter die Wolle eines Widders versteckt. Bei der weiteren Entwicklung verdient die Sage im Dolopathos entschieden den Vorzug. Polyphem lädt den entschlüpften Odysseus ein, zu ihm zu kommen, damit er ihn als Gast bewirthe und ihm von Poseidon, seinem Vater, Geleit erlehe. Er thut dies, wiewohl der Grund nicht ausgesprochen ist, um ihn wieder in seine Gewalt zu bringen und zu verderben; auch lässt sich Odysseus klüglich darauf nicht ein. Die Sage bei

Dolopathos mischt erst hier und ganz angemessen das Gastgeschenk ein: nachdem der Räuber aus der Höhle entkommen ist, wirft ihm der Riese einen Goldring hin. Der Räuber kann nicht widerstehen, hebt ihn auf und steckt ihn an, wird aber durch die darin verborgenen Zauberkräfte in neue Gefahren gestürzt. Trefflich ist der Zug, dass der Blinde, der ihn verfolgt, wider die Bäume rennt, niederstürzt, sich wieder aufrafft und dem Fliehenden so nahe kommt, dass dieser nur durch ein gewaltsames Mittel sich retten kann.

Nach der oghuzischen Sage wohnt Depé Ghöz zwar in einem Felsenhaus, aber nicht an einem fernen, schwer zugänglichen Ort, sondern zwischen den Oghuziern, und zwar zu ihrem Verderben. Sie müssen ihm Menschen und Thiere zu seiner Nahrung liefern und zugleich zwei Diener senden, die ihm Speise daraus bereiten. Gegen ihn zieht ein Fürstenson, ein jugendlicher Held, nicht um die Schätze des Riesen zu holen, oder aus Neugierde, ihn zu sehen, sondern aus edlen Bewegungsgründen. Er zieht allein, ohne Gefährten. Die Einleitung ist also verschieden, wie der Ausgang, da der Riese getödtet wird. Es fehlt auch nicht an einzelnen eigenthümlichen Zügen. Als Bissats Pfeil den Riesen berührt, meint er, eine Fliege habe ihn gestochen: das erinnert an das deutsche Märchen von dem starken Hans, der, als Mühlensteine auf ihn herabgeworfen werden, glaubt, es seien Sandkörner, von den Hühnern oben losgekratzt, wie es an die Däumlingsmärchen erinnert, wenn Bissat in den Stiefel des Riesen gesteckt wird, sich aber herauschneidet. In anderen Beziehungen neigt sich die tartarische Sage bald zu der griechischen, bald zu der Erzählung im Dolopathos. Wie in dieser, kriecht Bissat, um aus der Höhle zu kommen, in die Haut eines Widders, reicht dem Riesen den Kopf in die Hand und entschlüpft zwischen seinen Beinen. Noch bestimmter zeigt sich die nähere Verwandtschaft in dem zauberkräftigen Ring, von dem wir hier Näheres erfahren und der noch entschiedener in die Entwicklung eingreift. Depé Ghöz hat ihn von seiner göttlichen Mutter wohl als Zeichen seiner Abstammung empfangen, und er ist dadurch bis auf das Scheitelauge unverwundbar geworden. In der Hoffnung, sich

auf diese Weise rächen zu können, reicht er, schon erblindet, dem Bissat den Ring und entdeckt ihm die Kräfte desselben. Depé Ghöz will den Herangenachten jetzt mit dem Messer tödten, aber Bissat springt zurück. Der Ring hätte ihn nicht geschützt; denn ob er ihn gleich an den Finger gesteckt hatte, so war er doch gleich wieder herabgefallen und zu Depé Ghöz zurückgekehrt, unter dessen Füßen ihn der Held bemerkt. Was nicht gesagt wird, aber angenommen werden muss, der blinde Riese, der den Ring nicht wiederfinden und ergreifen kann, hat damit seine Unverwundbarkeit verloren. Dagegen nähert sich die tartarische Sage der homerischen in der Weise, wie Bissat den Riesen des Auges beraubt, und in dem merkwürdigen Umstand, dass Depé Ghöz wie der Kyklop sein Schicksal, den Verlust seines Auges, voraus weiss. Nicht als gehaltlose Erweiterungen, sondern als echte Bestandtheile der Sage, wenn sie auch hier allein sich zeigen, sind die ferneren Versuche des Riesen zu betrachten, die er macht, um den oghuzischen Helden umzubringen. Depé Ghöz überzeugt sich, dass es für Bissat keinen Tod gibt, und lässt sich von diesem, in welchem er das unabwendbare Schicksal anerkennt, mit seinem eigenen Schwert den Kopf abhauen, während Polyphem unsterblich zu sein scheint.

- 22 Die arabische oder persische Sage kann man, den anderen gegenüber, dem Inhalt wie der Ausführung nach dürftig und oberflächlich nennen. Dennoch ist sie ihrer Übereinstimmung wegen bald mit dieser, bald mit jener der Berücksichtigung werth. Wie im Dolopathos sucht und wählt der Riese den Fettesten zur Speise, und Sindbad kommt, wie dort der Räuber, nicht gleich an die Reihe. Wie Depé Ghöz, der serbische und siebenbürgische Riese verzehrt er sein Opfer erst gekocht oder gebraten; wie Polyphem verfolgt er, geführt von seinen Gesellen, den Feind, der ihn geblendet hat, und wirft den Flihenden Felsenstücke nach, so dass sich Sindbad nur mit zwei Gefährten rettet. Aber den Riesen mit höhnnenden Worten aufzureizen fällt keinem ein. Merkwürdig ist es, dass die Riesen hier mit Zwergen zusammenleben und die an das Ufer

verschlagenen Fremdlinge von diesen genöthigt werden, an das Land zu kommen.

Das wohl zusammenhängende serbische Märchen unterscheidet sich gleich darin, dass es ein Knabe ist, der in die Höhle des Riesen geräth und ihn durch seine List besiegt; von diesem Umstand wird hernach noch die Rede sein. Mit dem Dolopathos stimmt es, dass der Riese sich den Fettesten ausucht, um ihn zuerst zu verzehren, und dass er den Knaben zwingt, an der gräulichen Mahlzeit Theil zu nehmen. Dieser steckt sich, wie der Räuber und Bissat, in eine Widderhaut, was bei ihm leicht auszuführen war. Am merkwürdigsten ist der Zusammenhang des zauberhaften Stabes mit dem verrätherischen Ring des Räubers: um sich zu retten, müssen beide den Finger, der davon festgehalten wird, gewaltsam ablösen.

Das Märchen aus Siebenbürgen ist mit dem serbischen näher verwandt, doch auch durch einige Züge unabhängig davon. Der Wunderring tritt wieder an die Stelle des Stabes, lockt aber den blinden Riesen zu seinem Verderben in die Fluth.

Die esthnische Überlieferung tritt darin den übrigen entgegen, dass der Riegenkerl nicht in die Macht des Teufels und mithin in keine Bedrängnis geräth; vielmehr nähert sich dieser ohne feindselige Gesinnung und begibt sich mit der Dummheit und Tölpelhaftigkeit eines Riesen (ein solcher war er gewiss ursprünglich) freiwillig in sein Verderben. Diese Auffassung war schon unvollständig; denn die Frage Polyphems nach dem Namen des Fremdlings ist geblieben, zu der hier der Teufel keinen Grund hat, die aber des Erfolgs wegen, der sich daran knüpft, nicht durfte ausgelassen werden. Der Teufel lässt sich bereitwillig binden, statt durch Wein betäubt zu werden. Wenn ihm geschmolzenes Blei in die Augen gegossen ²³ wird, so müssen wir darin eine Übereinstimmung mit der Erzählung im Dolopathos und dem siebenbürgischen Märchen erblicken; denn das siedende Öl, das dort bereitet wird, ist wenig davon verschieden. Von dem Scheitelauge ist auch keine Rede, aber der Teufel verlangt nicht bloss neue, sondern auch grosse

Augen. Ich vermuthe, es liegt im Hintergrund, dass der Teufel sein Scheitelauge verloren hat und es durch den klugen Riesenkerl wieder zu erlangen hofft.

Die finnische Erzählung nähert sich darin der deutschen und esthnischen, dass das Auge des Riesen krank und trübe ist.

In der karelischen Sage hat der Riese wie in der siebenbürgischen, esthnischen und im Dolopathos zwei Augen, und von dem Stirnauge wird nichts gesagt. Da es schwierig war, beide Augen zugleich auszustechen, so wird dort Öl und Blei darauf gegossen, hier aber angenommen, dass der Riese schon vorher an dem einen Auge blind gewesen sei.

Wie weit die bisher betrachteten Darstellungen der Sage durch ihre Heimath und die Zeit ihrer Auffassung von einander getrennt sind, ihr gemeinsamer Grund ist ebenso sichtbar, als ihre Verschiedenheit und Selbständigkeit. Jede steht auf eigenem Grund und Boden, ist auf ihre Weise begrenzt oder erweitert: bei keiner findet man Anzeichen einer Nachahmung, noch weniger einer Übertragung. Alle zusammen lassen uns erst den vollen Inhalt oder die Tiefe der ursprünglichen, uns unzugänglichen Quelle ahnen. Will man in der Umänderung der Ereignisse, in der Versetzung in andere Verhältnisse Absicht erblicken, man müsste mit grossem Verstand und seltenem Scharfsinn zu Werk gegangen sein. Die jedem Volke inwohnende dichterische Kraft bewahrt zwar die Grundlage der Überlieferung, aber sie drückt ihr unbewusst den Stempel des eigenen Lebens auf. Diez meint, Homer habe auf seinen Reisen die Sage der Oghuzier kennen gelernt, unvollständig erzählt und nach seinen Bedürfnissen umgebildet. Zu dieser Ansicht wird sich jetzt nicht leicht jemand bekennen. Stellt man aber die griechische Dichtung an die Spitze und leitet die übrigen, verhältnismässig viel jüngeren davon ab, so erheben sich Schwierigkeiten, die nicht wegzuräumen sind. Wie kommt es, dass die tartarische Sage wie der Dolopathos die Befreiung des Gefangenen aus der Höhle des Riesen vollständiger und zusammenhängender erzählen, als Homer, während dort fehlt, was auszulassen kein Grund vorhanden war? Die Klugheit des Odysseus, 24 der den Kyklopen erst (wie Oenopion den leuchtenden Riesen

Orion, als er trunken da liegt, s. Preller Mythologie S. 304) durch den dargereichten Wein in tiefen Schlaf versetzt, eh er ihn blendet, ist so natürlich, dass man nicht begreift, warum sie von den anderen nicht sollte beibehalten sein. Ein Gleiches gilt von der List, womit sich Odysseus den Namen Niemand beilegt, die nur in dem esthnischen Märchen wieder zum Vorschein kommt. Sie ist auch in deutschen Sagen ein wohlbekannter Zug. In einer Erzählung aus dem Vorarlberg (Vonbun S. 4. 5), die sonst keine Beziehung zu Homer verräth, gibt sich ein Holzhauer dem Waldgeist gegenüber den Namen Selb (Ipse), und als sich dieser betrogen sieht, ruft er: »Selb hat es gethan«; ein Gleiches in einem märkischen Märchen (Haupts Zeitschrift 4, S. 393). In einem hessischen (I. W. Wolf Hausmärchen S. 426) nennt sich der Entführer einer Königstochter: Vorgestern, Gestern und Heute, und die erschrockene Mutter ruft: »Gestern hat sie geraubt«. Diese aus dem Mund des Volks geschöpften Überlieferungen haben so wenig aus dem Homer geborgt, als im zehnten Jahrhundert der indische Somadeva, wenn er in seinen Märchen (1, S. 115) von einem mit Kriegern angefüllten hölzernen Elephanten erzählt, der eine Stadt erobert. Ein einzelner Zug kann wie ein Lichtstrahl über ein Paar Welttheile hinstreifen. Streiten auf diese Weise innere Gründe gegen die Abstammung unserer Sage aus der Odyssee, so stemmen äussere sich nicht minder dagegen. Soll Homer den Kareliern, Esthen und Finnen bekannt gewesen sein? oder den Oghuziern? Angenommen, das griechische Gedicht sei zu ihnen gedrunken, wie ist der tartarische Dichter zur Kenntniss der Sage im Dolopathos gelangt, mit der er gerade in wichtigen Zügen übereinstimmt? oder der Dolopathos zur tartarischen?

Das Zeugnis, das Homer über den Inhalt unserer Sage ablegt, geht in so hohes Alterthum hinauf, dass man nicht erwartet, eine reinere, dem Ursprünglichen näher liegende Auffassung derselben zu finden. Gleichwohl hat die lebendige Überlieferung eine solche in den einsamen Gebirgen des Nordens erhalten, die den im Mittelpunkt liegenden Gedanken in einen engeren Ring schliesst als die bisher bekannten und von uns betrachteten. Das Märchen ist erst vor Kurzem in Norwegen

aufgefunden und von P. Chr. Asbjörnsen (Juletræet for 1850 S. 72. 76) bekannt gemacht worden.

Vor langer Zeit wohnte in Gudbrandsdal ein armes Ehepaar mit zwei halberwachsenen Knaben. Diese mussten auf den Bauerhöfen umherlaufen und betteln, weshalb ihnen Wege, 25 Stege und Fusspfade wohl bekannt waren. Einmal hören die Knaben, dass Falkenfänger am Mela sich eine Hütte gebaut haben, und wollen hingehen, die Vögel zu besehen. Sie machen sich auf, kommen aber vom Wege ab und gerathen in einen Wald, der so dunkel ist, dass sie nicht wissen, wo sie sich befinden. Sie reissen Blätter von den Bäumen und machen ein Feuer an, und da sie eine Axt bei sich haben, so bauen sie eine Laubhütte. Als sie auf einem Lager von Gras und Moos eine Stunde etwa gelegen haben, hören sie ein starkes Schnauben und lauschen, ob es ein Thier sei oder ein Waldtroll. Der Sturm erhebt sich immer stärker, sie hören sprechen: »Es riecht nach Christenblut«, und es braust so heftig, dass die Erde zittert. Da wissen die Knaben, dass es Trolde sind. »Gott stehe uns bei!« ruft der Jüngste, »was sollen wir thun?« »Du bleibst unter dem Baum stehen und machst dich fertig, fortzulaufen, wenn du siehst, dass sie kommen; ich ergreife meine Axt«. In dem Augenblick erscheinen die Trolde; sie sind so gross, dass ihre Häupter mit den Baumspitzen gleich stehen. Die Ungeheuer haben bloss ein Auge gemeinschaftlich und theilen sich in den Gebrauch: jeder nämlich hat in der Stirne eine Höhlung, in welche der, an welchem die Reihe ist, das Auge legt. Dieser sieht dann allein, geht voran, und die beiden anderen folgen ihm, indem sie sich an einander halten. »Jetzt mache dich auf die Beine«, spricht der Älteste, »doch laufe nicht zu weit fort, damit du siehst, wie es geht. Da dem Troll das Auge so hoch steht, so kann er mich nicht gut sehen, wenn ich hinter ihn komme oder unter ihn«. Der jüngste Knabe läuft fort, und die Trolde ziehen ihm nach. Indessen macht sich der Älteste hinter sie und haut dem, der zuletzt geht, mit der Axt in die Knöchel, so dass er anhebt, fürchterlich zu schreien. Darüber erschrickt der Vorderste so sehr, dass er in die Höhe fährt und das Auge aus der Höhlung

springt. Der Knabe ist gleich zur Hand und nimmt es weg. Das Auge ist so gross, dass man es nicht in einen Kesseltopf legen könnte, und so klar, dass, als der Knabe hindurchsieht, ein heller Tag leuchtet, obgleich es dunkle Nacht ist. Als die Trolde merken, dass der Knabe das Auge weggenommen und einen von ihnen verletzt hat, so stossen sie Verwünschungen gegen ihn aus und drohen das Schlimmste ihm anzuthun, wenn er es nicht alsbald herausgebe. »Ich fürchte mich nicht vor euch und euren Drohungen«, erwidert der Knabe; »nun habe ich drei Augen allein, und ihr habt keins, und doch müssen zwei den dritten tragen, wenn ihr von der Stelle kommen wollt«. »Wenn wir nicht alsbald unser Auge zurückerhalten, so sollst du zu Stock und Stein werden«, schreien die Trolde. »Das geht nicht ²⁶ so geschwind«, antwortete der Knabe, »und hat keine Gefahr: ich habe keine Angst vor eurer Prahlerei und euern Künsten«. Dabei droht er jedem einen so tüchtigen Hieb zu geben, dass sie wie das Gewürm auf der Erde kriechen sollten. Als die Trolde das hören, wird ihnen angst und bang, und sie lassen sich zu guten Worten herab; wenn er ihnen das Auge zurückgebe, sollte er dafür Gold und Silber und noch anderes dazu erhalten. Das sei schon gut, meint der Knabe, aber bevor er das Auge herausgebe, müsse er das Gold und Silber haben: einer von ihnen solle hingehen und es holen, soviel als in seine und seines Bruders Tasche gienge, auch zwei Stahlbogen. Die Trolde jammern, keiner von ihnen könne gehen, da keiner ein Auge habe, um zu sehen. Da hebt einer an und schreit (wie Polyphem, der Weitbrüllende) nach der Frau (sie haben alle drei nur eine), dass es in den Klüften eine Zeit lang widerhallt: sie soll zwei Stahlbogen bringen und zwei Eimer mit Gold und Silber angefüllt. Nicht lang, so ist sie mit den verlangten Dingen da. Als sie hört, wie es zugegangen ist, fängt sie an mit Zauberei zu drohen, aber die Trolde rathen ihr sich vor der kleinen Wespe zu hüten, die auch ihr das Auge wegnehmen könne. Da wirft sie die Eimer mit Gold und Silber und die zwei Bogen dem Knaben zu und eilt mit den Troldeu heim. Seit der Zeit hat niemand gehört, dass sie in den Hedalswald gegangen wären und Christenblut gesucht hätten.

Es ist nicht nöthig, im Einzelnen nachzuweisen, dass wir den Grund der Polyphemsage vor uns haben, wie abweichend auch die äusseren Verhältnisse, selbst die Begebenheiten erscheinen. Sie ist hier im Geist uralter Dichtung aufgefasst und zeigt eine seltene Reinheit der Überlieferung, die nur in dem abgeschlossenen Land ungestört sich hat erhalten können. Die Erzählung ist einfach, aber bedeutungsvoll. Harmlose Knaben gerathen auf der in kindischer Lust unternommenen Fahrt in einen dunkeln Wald, aus dem sie nicht heraus können, und werden von feindlichen Trolden überfallen: aber die Klugheit und Behendigkeit der Kleinen bewältigt die Ungeheuer, nöthigt sie, ihre Schätze herauszugeben, und zwingt sie in die Finsternis zurückzukehren.

Ich habe bis dahin einige Bemerkungen über das Stirnauge des Kyklopen zurückgehalten. Mit den gewöhnlichen Augen des Menschen hat es seinem Ursprung nach nichts gemein, wenn es auch in der Überlieferung manchmal damit wechselt wird. Die Sage im Dolopathos, die siebenbürgische,
 27 esthnische und karelische reden nur von zwei menschlichen Augen, denen die arabische doch eine besondere Gluth beilegt und die sie mit feurigen Kohlen vergleicht. Guido de Columna, der im Jahr 1287 die Geschichte des trojanischen Kriegs schrieb, weiss von Augen Polyphems, wovon Ulysses ihm eins ausreisst. Dass das grosse Rundauge den Kyklopen ursprünglich eigen war, zeigt schon ihr Name, und es war für sie so bezeichnend, dass man an dem Hals einer griechischen Vase, auf welcher die Tödtung eines menschenfressenden Riesen abgebildet war, an beiden Seiten ein solches anbrachte; s. Panofka in den Abhandlungen der Berliner Akademie 1851 S. 7. Auch den Arimaspen wird es in einem altdeutschen Gedicht (Ernst 3671) beigelegt. Ovidius sagt ausdrücklich: »unum est in media lumen mihi fronte, sed instar ingentis clypei« (Metamorphosen 13, 851), und nach der nordischen Sage ist es zu gross, als dass es in einen Kessel könnte gelegt werden. In einem magyarischen Märchen (Stier S. 39), wo es ein Riesenweib auf der Stirne trägt, wird es mit einem Teller verglichen, wie in einem norddeutschen (Colshorn S. 111), wo hinzugefügt wird,

es habe schrecklich geleuchtet. Das norwegische weiss noch mehr, es liegt eine solche Kraft darin, dass, wenn man hindurchblickt, auch in finsterner Nacht alles erglänzt, wie am hellen Tag. Es scheint einer Krystallkugel ähnlich gewesen zu sein, die der Trolld, wenn die Reihe an ihn kam, es zu gebrauchen und die Gefährten zu leiten, mit den Händen in die Höhlung auf der Stirne legte. Beim Homer ist es dem menschlichen Auge insoweit näher gebracht, als ihm Wimpern und Brauen beigelegt sind: in der oghuzischen Sage gehören diese nothwendig dazu, weil Bissat, während der Riese schläft, sie aufhebt, um sich zu überzeugen, dass er nur an dieser Stelle verwundbar sei.

Dieses übernatürliche, weit hinausblickende, leuchtende Stirnauge, was soll es andeuten? Es bezeichnet das Weltauge, die Sonne selbst, die schon den Parsen das Auge des Ormuz, des höchsten Gottes, war, mit dem er die ganze Welt überschaute, den Aegyptiern das rechte Auge des Demiurgen. Das ist der ursprüngliche Sinn, wenn Odinn einäugig erscheint, gibt auch dichterische Fortbildung eine andere Deutung davon, vgl. Deutsche Mythologie S. 133. 665. Der deutsche Wodan sieht durch ein Fenster zur Erde nieder (Deutsche Mythologie S. 124), wie die Königstochter im deutschen Märchen (No. 191); das ist nur ein anderer Ausdruck. Hier ist der merkwürdige, noch nicht erklärte Name des Opals, Weltauge, anzuführen und der altnordische Augastein, pupilla, gemma oculi. Es war ²⁸ ohne Zweifel eine uralte Darstellung, wenn Pausanias (II 24, 3) berichtet, auf der Akropolis von Argos, Larissa genannt, habe ein altes, im Freien verehrtes, geschnitztes Holzbild, der Zeus πατρῷος des Priamus gestanden, das zwei gewöhnliche Augen und ein drittes auf der Stirne gehabt habe, vgl. Gerhard Mythologie 1, S. 163. 168. 175. Dieses dritte war das göttliche Weltauge, und die Deutung dieser drei Augen auf die Herrschaft über Himmel, Erde und Meer (Creuzer Symbolik 1, S. 140. 2, S. 485) scheint mir nicht zuzutreffen. Auch der Herr der Unterwelt, der dem Sonnengott gegenübersteht, wird ein solches Scheitelauge besessen haben, aber es ward ihm bei seiner Verstoßung aus dem Himmel genommen. Der Teufel heisst im

Littauischen Aklatis, der Geblendete (Deutsche Mythologie S. 980), und dahin habe ich die esthnische Überlieferung gedeutet. Nach einer morgenländischen Sage richtet Salomón an Gott die Bitte, den bösen Geist fühlbarer zu züchtigen, als ein Prophet vermöge, und ihm zum Andenken an seine Empörung das rechte Auge auszuschlagen, womit wohl das Stirnauge gemeint ist (Hammer Rosenöl 1, S. 230).

Wir sehen, dass bei jenen dämonischen Wesen, die nur von einer Seite göttlicher Abkunft sich rühmen dürfen, wie die Titanen und Kyklopen, zu denen Depé Ghöz und der mongolische Gesser chan gehören, die wilde Naturkraft wieder hervortritt, die keine Götter achtet. Aber sie tragen ein Zeichen ihrer göttlichen Abstammung an sich, und ein solches ist das grosse Rundauge. Ich finde es auch in dem mythischen Glauben der Deutschen. Der Wacholdermann hat ein graues und ein schwarzes Auge, die jedes Jahr mit ihrer Farbe wechseln (Auerbach Dorfgeschichten S. 159), und wird damit bald als Tag-, bald als Nachtalp bezeichnet. Man vergleicht das leuchtende Auge der nächtlichen Geister mit einem Kornschefel, Teller oder Pflugrade (Rochholz Schweizersage 2, S. 84). Sinnvoll ist es, wenn die drei Trolde nur ein Auge in Gemeinschaft besitzen, wodurch der Antheil an der göttlichen Kraft gemindert wird. Diese Beschränkung erscheint schon in der frühesten Zeit. Nach Äschylus (Prometheus 797) besitzen die drei, wie jene nordischen Trolde, in der Finsternis lebenden Schwanenjungfrauen, die Gräen, nur ein gemeinsames Auge, das sie sich abwechselnd zum Gebrauch leihen. Perseus bemächtigt sich desselben und gibt es nur, wie jener Knabe den Trolde, gegen Bedingungen zurück. Das Herausnehmen des Auges aus der Höhlung und das Wiedereinfügen erscheint auch in der Mythe von der Lamia, der Zeus die Gabe verliehen hatte, während ²⁹ des Schlags ihre Augen aus ihrem Kopf nehmen und sie dann wieder einzusetzen (Jacobi Handbuch der Mythologie S. 560). Noch sind Überlieferungen anzumerken, in welchen die Vorstellung von dem nicht schlafenden, alles schauenden Auge hervorgehoben ist. Ein deutsches Märchen (No. 130) erzählt von drei Schwestern, Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein; das dritte Auge der letzteren kann durch keine Zaubersprüche

in Schlaf gesungen werden. In einem anderen aus Siebenbürgen (Haltrich S. 83) hat ein Mädchen im Nacken noch zwei Augen, die offen bleiben, wenn die vorderen schlafen, und womit es alles sehen kann, was vorgeht.

Wird durch diese Hinweisungen eine tiefere Bedeutung der Polyphemsage begründet, so können wir vielleicht der ursprünglichen Gestalt noch näher rücken. Die mythischen Lieder der Vorzeit, was besingen sie anders, als die Entstehung der Welt und, so lange sie dauert, die nie ruhenden Bewegungen gewaltiger, aber feindseliger Kräfte? Es sind die Kämpfe der Elemente unter einander, des Himmels und der Unterwelt, des Sommers und des Winters, des Tages und der Nacht, die sich in sittlichen Gegensätzen von Segen und Verderben, Liebe und Hass, Freude und Trauer wiederabspiegeln. Der Gegensatz zwischen den äusseren, furchtbaren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften oder in sittlicher Beziehung zwischen roher Gewalt und listiger Behendigkeit wird in den Mythen von Riesen und Zwergen ausgedrückt. Darin finde ich den ursprünglichen Inhalt und Sinn der Polyphemsage, der sich in der nordischen Überlieferung am klarsten ausdrückt. Erkennt man Zwerge in den beiden Knaben, so treten hier lauter übernatürliche Wesen auf. Die angeborene Klugheit des Kleinen ersetzt nicht bloss den Mangel an äusserer Kraft; er weiss auch die Riesen zu bewältigen und ihre Macht zu brechen. Nicht gewaltsam beraubt er den Trolldes Auges; es springt diesem, als er erschrickt, unversehens aus der Höhlung, und schnell nimmt es der Kleine weg. Damit ist der Trolld in seine Gewalt gegeben und ihm entzogen, was er an göttlicher Kraft besass. Der Knabe benutzt seinen Vortheil, um seinen Feind völlig zu besiegen: er muss ihm nicht bloss Gold und Silber geben, auch zwei Stahlbogen, deren Pfeile wohl unfehlbar trafen. In dem Schatz, den die Riesen zu bewahren pflegen, liegen immer auch wunderkräftige Dinge, im Dolopathos ein Schwert, vor dem alles zerspringt, und ein Ring, an dem alles haften bleibt, von dem auch die siebenbürgische Sage weiss und der in der serbischen zu einem Stab geworden ist. Nicht eher erhält der Trolld das Auge zurück, als bis der Kleine die Stahlbogen empfangen hat und jener ge-

nöthigt ist, in die Finsternis sich zurückzuziehen. Auch Helden wie Odysseus und Bissat sind, den Ungeheuern gegenüber, nur als Zwerge zu betrachten: ihre Tapferkeit bleibt unwirksam, und sie müssen List und Klugheit gebrauchen, wenn sie den übermächtigen Gegner verderben wollen.

Endlich muss ich noch einer Umwandlung Erwähnung thun, die das Übernatürliche fast ganz ausscheidet und dadurch einen entgegengesetzten Ausgang herbeiführt. Zwölf Männer kommen zu dem Riesen, die er sämmtlich nach einander verzehrt, ohne dass der letzte ihm Widerstand leisten kann, und die rohe Gewalt behält hier die Oberhand. Damit gieng die ursprüngliche Bedeutung, die schon durch Einmischung der Helden verdunkelt war, völlig verloren. Diese Erzählung enthalten zwei Gedichte, eins von Stricker, das andere von Konrad von Würzburg, die man in Wackernagels Lesebuch 1, S. 559 und bei den Minnesängern 2, S. 205 findet. Wahrscheinlich liegt ihnen mündliche Überlieferung zu Grund.

Zwölf Männer, nach Konrad sind es Räuber, Schächer, verirren sich in einem finsternen Tann, erblicken ein Feuer und gelangen in das Haus eines Riesen. Die Frau desselben, die allein zugegen ist, sagt ihnen, dass der Riese, wenn er heimkomme, sie umbringen werde, und heisst sie in die Höhe steigen, damit er sie nicht erblicke. Der Riese aber, als er anlangt, merkt gleich, dass jemand in seinem Hause ist. Die Frau will es ihm ausreden, er aber leuchtet mit einem Licht hin und her und sieht die zwölf oben stehen. »Werft einen herab«, ruft er ihnen zu. Sie werfen den Kleinsten herab. Der Riese verzehrt ihn und verlangt einen zweiten. Als dieser verschlungen ist, einen dritten, und so weiter, bis nur der zwölfte noch übrig ist. Auch diesen heisst er herabkommen. Er weigert sich, und als der Riese droht, ihn zu holen, will er sich wehren. Aber der Gierige spricht: »Als du selbzwölfte warst, da hättest ihr euch wehren können, jetzt ist es zu spät«. Er wird auch verzehrt. Die Einmischung der gutmüthigen Frau, die die Fremdlinge vor der Gefahr warnt und ihr Verderben abwenden möchte, kommt in vielen anderen Sagen vor, vgl. Deutsche Mythologie S. 959.